

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sammlung - Ausgewählte Werke

in zwei Bänden

Prosa

Peters, Friedrich Ernst

Hamburg, 1958

Erfüllungen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-876

ERFÜLLUNGEN

Jeder Herbst brachte eine andächtige Wiederbesinnung auf das wahrhaft Erstrebenswerte: den Umgang mit Büchern. Für mich freilich hatte auch der Sommer seine Lesefreuden; den Eltern aber beschnitt er die freie Zeit so sehr, daß sie sich nur an den Sonntagen noch Kraft aus Büchern holen konnten. Ich hatte wohl meine bestimmten Pflichten, und an manchen Tagen mußte ich in der Werkstatt mit Hammer und Treibholz, mit Hobel und Kröse hantieren, wie es die männlichen Angehörigen der Familie vor mir auch getan hatten. Die kleinen Gelenkverdickungen meiner Rechten zeigen noch heute, daß diese Hand früh mit Werkzeugen umgehen mußte, die ihr eigentlich noch zu schwer waren. Wenn dem Vater daran gelegen gewesen wäre, meine Arbeitskraft ernsthaft in wirtschaftliche Berechnungen einzubeziehen, so hätte ich ihm mit fünfzehn Jahren ein vollkommen ausgebildeter Geselle sein können. Er hatte sich aber vorgenommen, sein sterbendes Handwerk allein ans Grab zu geleiten und den Söhnen andere Lebensaussichten zu eröffnen. Vorläufig sollten sie aus der Schule mitnehmen, was immer ihnen möglich war. Es blieb mir darum genug freie Zeit, und ich konnte ein Herrenleben führen, das dem Sohn eines kleinen Dorfhandwerkers eigentlich nicht zustand. Nach den Bräuchen des Dorfes hätte ich mit zwölf Jahren spätestens bei einem Bauern als Dienstjunge verdungen werden müssen, womit mir im Sommer die sogenannte „Dispensation“ gewiß gewesen wäre. Die Dispensierten erschienen in der Schule nur an zwei Tagen der Woche zu einem vierstündigen Gastspiel. Bei Schulanfang hatten sie schon ein kleines Tagewerk hinter sich. Das waren rauhe Männer, die in der Arbeit und im Umgang mit Knechten und Mägden das Leben schon kennengelernt hatten, Burschen, die gemächlichen, wiegenden Schrittes einherkamen und die Hände nicht ohne Not aus den Hosentaschen hervorholten. Um acht Uhr früh zeigten sie ein sehr überlegenes Gesicht und schienen fest entschlossen zu sein, dem Unterricht um keinen Preis mehr Auf-

merksamkeit zuzubilligen, als einer solchen Beiläufigkeit angemessen ist. Nun hatte der Lehrer zwar eine unwiderstehliche Art, *seinen* Willen trotzdem durchzusetzen, und in vier Stunden gelang es ihm immer wieder, die gelassene Männlichkeit der Dispensierten auf ein Maß zurückzuführen, das sein Lehreifer bestimmt hatte. Dennoch wälzten die Unentwegten in männlichem Schwung von den Schultern, was ihnen da an Demütigungen aufgebürdet war. Was sollten sie auch mit diesen Erlebnissen anfangen? Sie hätten sie höchstens noch als einen neuen Beweis für die Entbehrlichkeit der Wissenschaften verwenden können. In der Hinsicht aber standen ihre Überzeugungen so fest, daß sie einer weiteren Stütze nicht mehr bedurften. Der Nachmittag sah sie dann wieder bei einem Werk, das Hand und Fuß hatte.

Im Vergleich mit dem ihren führte ich das Leben eines Müßiggängers. Wenn mir meine Kammer zu eng oder der Schatten unserer großen Linde zu vertraut wurde, so ging ich mit meinem Buch in den nahen Wald, baute mir in den Bäumen Lesenester oder legte mich an einem guten Platz auf den Waldboden, las und träumte wohl auch lange Zeit in den grüngoldnen Dämmer hinein. Die Unbefangenheit, mit der ich solcher Lust im Anfang frönte, wurde mir bald genommen. Unvermeidlicherweise mußte ich auf meinen genießerischen Gängen bald einem der ernsthaft beschäftigten Schulkameraden begegnen, den mein unmännliches und undörfliches Verhalten zu einem großen Gelächter hinriß. Er glaubte mich ertappt zu haben, und am nächsten Tag machte er in der Schule meine Schande offenbar. Neben einiger Bosheit machte sich da viel harmloser Spott Luft über einen Untüchtigen, der seine Abgeschnürtheit von den Dingen der Landwirtschaft nicht zu durchbrechen weiß, den unwürdigen Zustand ergeben hinnimmt und sich mit seinen lächerlichen Büchern in den Schmollwinkel hockt. Ich sah diese Sache zwar anders an, hielt es aber für geraten, fortan auf dem Wege in den Wald mein Buch vorsorglich unter die Jacke zu knöpfen. Bestürzend aber in des Wortes voller Bedeutung war die Verachtung, mit der mich ein halbwüchsiger Bauernsohn behandelte. Er ist bis an seinen frühen Tod nie anders als stumm und mit abgewandtem Gesicht an mir vorübergegangen, und nie bin ich anders als fassungslos dieser unbeugsamen Feindschaft begegnet. Während sich Bauern-

söhne im Schweiß ihres Angesichts plagen müssen, ist es einem Küperjungen gestattet, den Müßiggang der Städter nachzuäffen. Daß Gott diese Verkehrung seiner Weltordnung hinnehmen konnte, ohne mit Blitz und Donner dreinzufahren, das hat er mir nie verziehen.

Claus Peters war darauf versessen, seine Söhne etwas lernen zu lassen. Aber was ist denn in allererster Linie lernenswert? Arbeiten und Sparen! Wer dazu seine Kinder nicht früh und unerbittlich genug anhält, der versündigt sich. Von dieser ihrer Lebensmitte ausgehend, hatte meine Tante Lena schwere Bedenken gegen die Art, in der der Schwager Peters und die Schwester Marieken ihre Kinder aufwachsen ließen. Nun soll man sich ja nach Möglichkeit nicht mit anderer Leute Sachen bemengen, und innerhalb der Sippe gar erntet man von den bestgemeinten Ratschlägen nur Stank. Aber einmal ging die Empörung denn doch mit der Tante durch. Sie stand, mit meiner Mutter redend, unter der großen Linde, in der ich mich einige Meter über dem Erdboden so eingerichtet hatte, daß sich dort sogar schreiben ließ. Mich ging das Gespräch der beiden Frauen nicht an, und ich wollte darum meine Anwesenheit weder verheimlichen noch ausdrücklich kundmachen. Als mich die Tante nach einiger Zeit entdeckte, schlug der heiße Zorn, der in der Familie meiner Mutter umgeht, in steilen Flammen zu mir empor. Die Tante mochte sich von dem Naseweis belauscht fühlen. „Was machst du da oben?“ schrie sie mich an. „Sofort kommst du jetzt herunter!“ Meine Mutter gab mit einem guten und wohl auch ein wenig stolzen Lachen statt meiner die Erklärung: „Er schreibt da Gedichte. Damit ist er sehr heimlich, und da oben kann ihm wenigstens keiner über die Schulter sehen.“ Diese Worte, obwohl sie als Beschwichtigung gedacht waren, steigerten nur den Zorn der Tante, die jetzt drohend ihre Faust hob: „Wenn ik to seggen harr, denn keemst du morgen in Dag na'n Buern, dat du arbeiden lehrst, du Slüngel. Schäm di wat!“

Die Gute blieb bis an ihr Lebensende von der unbedingten Richtigkeit ihrer Erziehungsgrundsätze überzeugt. In ihrem Besitz mehrte sich das Geld, und wenn sie die Erzeugnisse ihrer Landwirtschaft auf dem Rendsburger Wochenmarkt besonders vorteilhaft abgesetzt zu haben glaubte, so kehrte sie auf dem

Heimweg bei meinen Eltern ein, um mit ihren händlerischen Erfolgen ein wenig zu prahlen. Den kleinen Spott in den Augen meines Vaters sah sie nicht, und es machte sie auch nicht stutzig, als er einmal mit einer sehr verdächtigen Ehrerbietung sagte: „O Lena, wat muß du för'n Geld hebbeln!“ Die Tante nahm seine Worte vielmehr als einen Ausdruck des Neides hin und als ein wohl spätes und darum nutzloses, aber immerhin anerkennenswerte Geständnis seines Lebensirrtums. Da kostete sie ihren Triumph voll aus: „Ja, ihr könntet auch Geld haben; aber ihr gebt ja alles für die Kinder hin!“ Mein Vater sah die Eifernde groß und ohne Verständnis an, und weil er hier dem Ganz-Anderen, dem Heillos-Fremden gegenüberstand, machte er sich nicht mehr die verlorene Mühe einer Erwiderung.

Dem Leben geschieht viel Unrecht, wenn man es so oft karg schildert. In einem Hause sammelt sich immer das an, was seine Bewohner mit wirklicher Inbrunst und Ausdauer erstreben. Bei Tante Lena war es das Geld; in meinem Elternhaus waren es Bücher. Aus seiner Neigung zu geistigen Dingen hatte mein Vater in seinen frühen Jahren Freundschaft geschlossen mit dem Gutsgärtner auf Emkendorf, der als Angehöriger einer Familie, aus welcher eine ganze Reihe noch heute bekannter Forstleute hervorgegangen ist, den wissenshungrigen Böttchergesellen teilhaben ließ an seinem beträchtlichen Bücherbesitz, seiner Gymnasialbildung und seiner Welterfahrung. Als diesen Freund später eine wachsende Verbitterung nach Amerika trieb, gab er seine gesamte Habe an Büchern in die Verwahrung meines Vaters.

Was davon den Lesebedürfnissen unserer Familie irgendwie dienen konnte, war ausgesondert und um der bequemen Erreichbarkeit willen im Wohn- und Schlafzimmer untergebracht worden. Der Rest füllte auf dem Boden eine vollausgewachsene Bauernlade. Da gab es Grammatiken und Wörterbücher vieler fremder Sprachen, botanische und forstwissenschaftliche Werke. Manchen Nachmittag verbrachte ich auf dem dämmerigen Boden mit dem Besehen dieser Bücher, die zum Teil ein sehr ehrwürdiges Alter hatten. Da ich in ihre Welt keinen Zugang finden konnte, so waren dies Stunden einer völlig zweckfreien Verehrung des Geistigen, und vor einem monumentalen griechischen Wörterbuch kam mir vollends der fromme Schauer. Ich stand da,

noch ohne alle Ungeduld, vor einer verschlossenen Tür, hinter der ich die Erfüllung meines Lebens ahnte.

Einmal nur, als ich in der Kunst des Buchstabierens leidlich sicher geworden war, faßte ich den heroischen Entschluß, die Burg des Wissens zu berennen, und zwar am Tor der englischen Sprache. Ich fand nämlich auf der ersten Seite einer Grammatik das englische Alphabet, und damit flog das Tor auf. Wenn der englische Spleen vorschreibt, z. B. „H“ wie „Äitsch“, „A“ wie „Äi“ und so fort zu sprechen, so muß „Haus“ im Englischen „Äitschäijueß“ heißen. Als ich mir auf solche Weise eine ganze Reihe ungeheuerlicher Lauthäufungen geschaffen hatte, stachelte mich der Gelehrtenhochmut, mit meiner Kenntnis der englischen Sprache vor dem älteren Bruder zu prahlen. Der hatte nun zwar gleichfalls vom Englischen keine Ahnung; aber mein Kauderwelsch kam ihm doch sehr verdächtig vor. Als ich ihm dann die Methode meiner Sprachaneignung auseinandersetzte, war der ganze Erfolg ein unbändiges Hohngelächter. Die Unterscheidung zwischen dem Laut und dem Buchstaben ging schon halbwegs über meine Fassungskraft. Haarsträubend wurde die Sache, als mein Bruder behauptete, „Haus“ könne im Englischen ebensogut „Warda“ wie „Klanko“ heißen. Daß es aber irgendwo auf Erden möglich sein solle, ein „Haus“ zu der Ungeheuerlichkeit zu vermögen, nicht mehr „Haus“ zu sein, das stieß mich ins Chaos hinaus. Da jedoch meine englischen Studien unbewußt von dem Bedürfnis eingegeben waren, Ordnung zu schaffen, so fanden sie mit diesem verwirrenden Erlebnis einen jähen Abschluß, und erst als 1901 von italienischen Arbeitern unsere Kleinbahn gebaut wurde, ging mir vom richtigen Gebrauch eines fremdsprachlichen Lehrbuches eine Ahnung auf.

Da zeigten die Bücher, die zu vertraulicherem Umgang in den Wohnräumen untergebracht waren, denn doch eine gefälligere Natur. Wenn es zum Verstehen auch in sehr vielen Fällen noch nicht reichte, so konnte man sie wenigstens lesen. Was aus dem Besitz des Gutsgärtners stammte, bildete in diesem buntschichtigen Büchervolk die Aristokratie: Geschichtswerke, Schillers Gedichte in der Ausgabe von 1817, der „Don Carlos“ in der Cottaschen Miniaturausgabe von 1805, die weitberühmte „Illustrierte Kriegschronik von 1870–71“ und anderes. Dann kam,

von meinen Eltern erworben, das treuherzige, biedere und billige Volk: Reclam-Hefte, Volkserzählungen, Kalender. Zum Schluß fehlte es auch nicht an bedenklichen Erscheinungen: Kriminalromane und Kolportageschmöker in Lieferungen waren auch vorhanden. Meine fromme Ehrfurcht vor der *gedruckten* Sprache, der Sprache also, die dem Alltag entzogen ist, gewann es noch über sich, den ganzen Wust einfach und heiß zu lieben. Wenn die Schulmeisterangst vor dem „gefährlichen“ Buch in jedem Falle berechtigt wäre, so müßte ich mich in Hinsicht des sprachlichen Geschmacks — um die sittliche Verwüstung noch ganz unberücksichtigt zu lassen — vollkommen jenseits von Gut und Böse ergehen.

Zu eigenem Besitz wurde noch das Lesbare aus anderen Häusern herangetragen. Der Bauer Hans Vollert ist mir auch ein Beweis für die Behauptung, daß der Mensch zu dem gelangt, was er wirklich will. Wenn es anders nicht geht, muß sich das Wunder solche Erfüllungen angelegen sein lassen. In einem Dorf, zwei Meilen von Luhnstedt, in einer Ferne also, in die freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen nicht hinausgeknüpft werden können, wo auch die Kirchspiels- oder Marktstadtgemeinsamkeiten keine Verbindungen mehr schaffen, in einer für die meisten Luhnstedter schon halb sagenhaften Abgeschiedenheit lebte ein vermögender Sonderling, mit dem Hans Vollert ein einziges Mal bei einer Beerdigung zusammengetroffen war. Dieser Mann nun bedachte unseren Freund in seinem Testament, und eines Tages mußte Hans zur abenteuerlichen Fahrt anspannen. Auf einem klapprigen Wagen brachte er spät abends sein Erbgut heim. Von nun an war mir die nicht eben sehr ordentliche Wohnstube des Bauern ein Heiligtum, in das ich mich an manchem Sommertag zu stundenlangem Verweilen einschlich. Die Vollert-Leute kümmerten sich nicht weiter um mich, und wenn alle auf dem Felde waren, konnte ich durch eine unverschlossen gebliebene Stalltür oder ein Fenster doch immer eindringen. Unter den beiden Fenstern der Wohnstube lag ein Obstgarten, dessen wuchernder Rasen von der Sense so selten behelligt wurde, daß er sich über verwilderte Steige unmittelbar an die Fachwerkmauer heranwagen konnte. Dieses Rasens und der großen, enggepflanzten Apfelbäume wegen war in dem Zimmer auch am glühheißen Sommermittag kühle, grüne Dämmerung. Und da

stand in einer Ecke am Fenster das Erbe des Sonderlings aufgebaut: Bücher, viele, Hunderte von Büchern. Da stand die gesamte Hempelsche Klassiker-Bibliothek in Lieferungen zu 2¹/₂ Silbergroschen.

Sie trugen alle denselben roten Rock, waren zu einem großen Teil noch unaufgeschnitten, und an den rohen Rändern hatte vielleicht nicht nur die Zeit ihren Zahn, sondern gelegentlich auch eine Maus das ganze Gebiß versucht. Zudem waren diese Ränder bräunlich angeräuchert. Aber die Bücher atmeten trotzdem Adel aus. In ihrem Hauch war der Geruch der Drucker-schwärze durch langwierige Kämpfe des Papiers mit der dumpf-feuchten Luft oft ungeheizter und nach ländlicher Art fast nie gelüfteter Räume eigenartig ins Modrig-Schimmelige abgewandelt. Gegen einen solchen Geruch mag an und für sich mancherlei einzuwenden sein. Da er aber an diesen Büchern haftete, war er mir von Anfang her ehrwürdig.

Nun las ich ohne Plan und Ordnung das, was mich eben reizte, und immer wieder trug ich aus unerschöpflichem Vorrat kleine Stapel ins Elternhaus. Es war manchmal nicht ganz einfach, dabei in unserer Stube der „segensreichen Himmelstochter“ Ordnung ihr volles Recht zu geben. Wenn sich das einmal wieder sehr deutlich zeigte, dann holte meine Mutter, wenigstens in temperamentvoller Rede, zum großen Schlage wider das Papierunwesen aus und wollte dabei nicht wahrhaben, daß sie selbst die „Schriften“ am allerwenigsten hätte entbehren können. Auch vergaß sie in ihrem Eifer, daß sie selbst mit einem alten Jahrgang der „Gartenlaube“, den sie, vielleicht erst gestern, mühsam in ihrer Schürze die zwei Kilometer von Hans Vollert herangeschleift hatte, an dieser letzten und ärgsten Verwirrung die Schuld trug.

Im Sommer wurde es den Eltern sehr schwer, noch ein wenig Zeit für Bücher zu erübrigen. Da mußte jeder sehen, wie er zu dem Seinen kam, und eine Gemeinsamkeit des Lesens gab es nicht. An einem Augustabend aber geschah es in jedem Jahr, daß mein Vater vorzeitig den Immenhag verließ mit den Worten: „Ik kann nix mehr sehn. Ja, ja, to Großvadder sien Geburtsdag is't Klock acht düster.“ Dann zog mir immer ein kleiner Schauer durchs Herz, dann war ich der lauten und zerstreunden Freuden des Sommers mit einem Mal müde, und der Herbst verhieß wie in jedem Jahr Stille, Sammlung und Verinnerlichung. Wenn

zum erstenmal die Lampe angezündet wurde, war nicht mehr daran zu zweifeln, daß er sein Versprechen einlösen werde. Vorerst mußte eine kleine Stehlampe noch für einige Wochen den Dienst versehen. Aber im Anfang des Oktober wurde die große Hängelampe an einem Balken der niedrigen Zimmerdecke aufgehängt, und damit war der Sommer ganz vergangen.

Das Anzünden der Petroleumlampe hatte sich die Mutter vorbehalten, und ich wußte wohl, daß sie sich durch mein Betteln in der Wahl des Zeitpunktes nie beirren ließ. Die Lampe durfte nicht leuchten, bevor nicht im Abwarten wirklicher Dunkelheit der immer vorhandenen Notwendigkeit des Sparens eine Reverenz erwiesen war. Ich legte mein Buch auf die Fensterbank und nutzte das schwindende Tageslicht bis zum Äußersten. Und dann saß ich mit meiner Ungeduld im Dunkel und meinte jedesmal, wenn in der Küche das Klappern und Rumoren für einen Augenblick aussetzte, nun müsse die Mutter erscheinen. Aber diese stillen Sekunden narren mich immer wieder, und die Ungeduld wuchs. Wenn dann das Licht endlich aufflammte, so hatte es in langem und oft enttäuschem Warten die alte Würde einer Gottesgabe wiedergewonnen, und vom Herrichten der Petroleumlampe ging eine eigene Feierlichkeit aus. Das war anders, als wenn heute bei der ersten leisen Belästigung durch die Vorboten der Dämmerung gedankenlos und undankbar der Schalter der elektrischen Schreibtischlampe umgelegt wird.

Nach dem Abendbrot kam die Zeit des allgemeinen Lesens, das jeden aus seiner genießerischen Vereinzelung heimholte in die Weihe der Gemeinsamkeit. Diese kargen anderthalb Stunden waren nicht belangloses Anhängsel, nicht gleichgültiges Füllsel einer Leere vor dem Schlaf. Auf sie schritt der lange Arbeitstag meiner Eltern hin wie auf seine Krönung und Erfüllung, in ihnen lag eines ganzen Tages Reichtum beschlossen.

Am jenseitigen Rande dieser Feierlichkeit aber stand im Dunkel schon der neue Tag mit seinen Forderungen. Darum mußte pünktlich um neun Uhr ein Ende gemacht werden, und Ausnahmen gab es nicht. Die Uhr meiner Urgroßmutter tat in unerbittlicher Pflichttreue ihren Dienst, und zuweilen, wenn sich der Rest meiner Geschichte und die verbleibende Zeit unmöglich in ein befriedigendes Verhältnis bringen ließen, kam mir ihr

immer aufgeregtes Ticken ausgemacht hämisch vor. Dabei sah die bunte Bemalung des Zifferblattes doch sehr harmlos aus, und die Rosen waren vor lauter Treuherzigkeit kaum von Äpfeln zu unterscheiden. Ihrer ermunternden roten Prallheit widersprach dann wieder der gelbe, welke und rissige Grund des Zifferblattes, das wohl an ein Hexengesicht gemahnen konnte. In dem sogenannten „Ansagen zu neun“ machte sich die Uhr an manchem Abend weiterhin verdächtig. Dies Geschäft besorgte sie mit einem langen und ungebührlich lauten, schadenfrohen Krächzen, das rasselnd heraufkam wie aus einer verbrauchten Altweiberbrust. Von allen Dingen der Welt war allein die Uhr mir nicht wohlgesinnt, und es mag wohl sein, daß sie in langem Zusammenleben etwas von den Unberechenbarkeiten der Urgroßmutter angenommen hatte. Deren Lebensweg lag nämlich streckenweise in einem sehr verdächtigen Dunkel und hätte nach dem, was ich später erfahren habe, in weniger weitherzigen Zeiten sehr wohl auf einem Scheiterhaufen enden können. Um neun Uhr wurden die Lote der alten Uhr rasselnd hochgezogen. Damit war der Tag zu Ende, und oft mußte ich mit ungelöster Spannung ins Bett gehen.

Aber der nächste Abend fand uns alle wieder lesend im Schein der Petroleumlampe, auf deren Flamme aus dem bronzierten Gestänge von drei Seiten Löwen hineilten, die wohl sehr klein waren, und doch mit erhobenem Schweif und aufgesperrem Rachen ein gutes Bild urtümlicher Wildheit abgaben. Wenn ein inneres Bild vor dem Weiterlesen noch einmal überschaut, ein Gedanke noch einmal übersonnen werden wollte, so fiel der Blick fast notwendig auf die kleinen Löwen. Es war gut, den im Ansprung erstarrten Tieren zuzusehen; sie gehörten auf gewisse Weise hinein in jedes Lesenden Geschichte. Ganz besonders in die der Knaben, die da über Indianer- und Reisebüchern saßen, aber auch in die Lesewelt der Eltern. Denn auch sie wandelten lesend in einer fremden Welt, selbst dann noch, wenn sie die Erzähler der Heimat von Menschen und Dingen der Heimat reden hörten. Es war doch eine verwandelte Welt, eine Welt, die über viele Sorgen und Nöte des mühevollen Tages hinaushob. Zwei versorgte und abgearbeitete Menschen vergaßen die Gedrücktheit und Enge ihres Lebens, weil sie in einem lebendigen Gefühl

für Schönheit den Ausweis besaßen, der ihnen Zutritt verschaffte an Türen, die sich mit allen Gütern der Erde nicht zwingen lassen.

Die Söhne kehrten, auch als sie nicht eigentlich mehr Kinder waren, in ihren freien Zeiten aus weiteren Räumen so gern zurück in die Enge des kleinen Handwerkerhäuschens. Wieder und wieder saßen sie abends mit den Eltern unter der alten Hängelampe. Jeder las wie nur je in alten Zeiten. Nach dem Überschwang der allerersten Jugend, nach der ersten wehmütigen Erkenntnis der Begrenztheit auch ihrer Kraft, nach den ersten Schauern vor den Ungeheuern, die auch an ihrem Wege lauerten, fühlten die Söhne unter der alten Lampe wieder ein kindliches Geborgensein. Die Lampe hatte bannende Gewalt; alles Drohende mußte über den Rand ihres Lichtkreises hinaustreten. Dort standen im Dunkel die finsternen Mächte, mitten im Ansprung von dem Zauber getroffen, standen dort klein geworden und erstarrt in einer nun fast erheiternden Drohgebärde, standen dort wie die kleinen Löwen der Hängelampe. Im Schein der Lampe war der Friede. Wir lasen alle, und nicht nur wir Jungen, auch die beiden Alten, alle holten wir unsere Träume hervor. Schon hatten auch die Jungen erfahren, daß Träume nicht eitel Rohgold sind, an jedem Alltag münzbar. Schon hatten manche Träume Grünspan angesetzt. Aber wie die Löwen in jedem Jahr einen neuen Bronzeüberzug bekamen und immer erneuten Glanz nur mit einem kaum wahrnehmbaren Verlust an Ausdruckskraft ihrer Körperformen zu bezahlen brauchten, so rieben wir Lesenden alle unsere Messingträume wieder blank und meinten Gold zu halten, und die Träume der Alten waren gewiß im Glanz nicht matter, und ihr Glaube war wahrlich nicht geringer.

Der Besuch der Söhne war den Alten auch darum ein Fest, weil mit ihm jedesmal andere Bücher ins Haus kamen. Eines Abends unterbrach die Mutter in einer plötzlichen Aufwallung großer Freude eine sonst streng gehütete Stille. „Nein! Nein! Hier finde ich das Gedicht wieder! Ich hatte nur noch eines davon im Kopfe:

Und hurre hurre, hopp hopp hopp!

Ging's fort in sausendem Galopp,

Daß Roß und Reiter schnoben

Und Kies und Funken stoben.

Also ‚Lenore‘ heißt es, und Gottfried August Bürger hat es geschrieben. Ach, nun meine ich, mein ganzes Leben lang dieses Gedicht gesucht zu haben, und heute muß ich es finden!“ So sprach die alternde Frau, und ihr zerfurchtes Gesicht war von der Seele her so freudig durchleuchtet, daß es wieder jung erschien.

Und hurra hurra, hopp hopp hopp!

Ging's fort in sausendem Galopp.

Ja, da ging es im Rhythmus der alten, und hier wieder ganz jung gewordenen Ballade in sausendem Galopp zurück in die Jugend. Dieses Erlebnis war zu groß, zu gewaltig bedrückte es die Seele, die mit ihm begnadet war. Da durfte keiner mehr einsam an eigenen Gesichtern und Träumen tragen; da mußten wir anderen das Eigene hinwerfen und mit Freuden bereit sein für die Gemeinsamkeit. Wohl wollte sich die Mutter in der Mitteilung erleichtern von dem erdrückenden Gewicht dieser Freude; aber indem sie sich befreite und auf andere abwälzte, fühlte sie sich zugleich als die Schenkende: „Ich war sechzehn Jahre alt und war zum erstenmal aus dem Elternhause fort zu fremden Leuten gegangen. Ich diente bei Hans Wiese auf Brammerau. Da habe ich an mehreren Abenden hintereinander aus einem ganz alten Buch immer wieder dies Gedicht gelesen. Und dann war das Buch mit einem Male verschwunden und ist nie wiedergefunden worden. Nun habe ich es wieder.“

Dann beugte sie sich wieder über die Ballade und las Einzelheiten laut und fast skandierend vor, um in dem drängenden Ungestüm des Rhythmus die Beschwingtheit und Glücksungeduld ihrer jungen Jahre noch einmal, einmal noch zu leben. „Es ist mir doch ganz so, als wenn ich all die Zeit her, vierzig Jahre und mehr, in allen Büchern eigentlich nur dies Gedicht gesucht hätte.“

Da war wiedergefunden, was mit dem alten Buch auf Brammerau verloren schien. — — —

Am andern Nachmittag saß die alternde Frau nährend am Fenster. Einer der Söhne kam von einem Spaziergang heim und sah schon von draußen das Leuchten im Gesicht seiner Mutter und freute sich, daß dieses Gesichtes Vergrämtheit ganz ausgelöscht

war. Drängende Arbeit hatte wohl am Morgen und Vormittag ihr Recht verlangt und für Stunden den Glanz des Glückes aus den Augen verdrängt. Aber zwei Stunden der Muße beim Nähen haben ihn wieder hervorgelockt. Wie schön, wenn er von nun an täglich in dieser Stunde hervorbräche!

Sie lächelt den Sohn an wie ein junges Mädchen. „Nun, Mutter?“ fragt er mit einem wissenden Lachen, das neben aller Mitfreude doch auch einen leisen, naseweisen Spott verrät, ein wenig altkluge Erhabenheit über eine so hemmungslose Begeisterung. Aber die Mutter achtet des Spottes nicht, sieht kein Mißverhältnis zwischen ihren Jahren und ihrer Begeisterung, gesteht mit einem sonst nicht geübten Freimut, wo ihre Gedanken sind, sagt:

„Ja, Junge, hurre, hopp hopp hopp!
Ging's fort in säusendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.“

Sie war keine alte Frau mehr. Sie schürzte, sprang und schwang sich auf das Roß behende, das sie wegtrug aus dem beginnenden Verfall, von dem die Gegenwart voll war, weg aus der Enge und Sorge des Lebens, vorbei an Mühe und Arbeit, vorbei an Enttäuschungen vieler Art, vorbei an dem Grabe eines Kindes, zurück in die Jugend und in das Glück.

Der Vater stand in seiner Böttcherwerkstatt am Block. Auch um Weihnachten hatte sein Arbeitstag immer noch zehn Stunden, und im Sommer, wenn nach dem Arbeitsschluß in der Werkstatt die Bienen noch ihre Wartung forderten, waren es vierzehn. Er wußte, daß sein Platz am Werkblock ein verlorener Posten war. Denn alles, was seine Hände aus bunt- und eigengemaserten, stark und eigen duftenden Hölzern erstehen ließen, die Fabriken boten es nun in einem unpersönlichen und kalten Metall entmutigend billig an. Ein Handwerk, das sich über 200 Jahre her in dem Geschlecht vererbt und entwickelt hatte, das vielleicht auch einmal von goldenem Boden reden durfte, gewährte einer Familie nur noch ein bescheidenes Leben von der Hand in den Mund. Der Meistertitel des Vaters konnte nicht darüber täuschen, daß der städtische Lohnarbeiter ein leichteres Leben hatte.

Aber der Vater sträubte sich gegen die Entwurzelung, nicht zwar mit Anklagen und politischen Redereien, sondern durch immer wachsende Beharrlichkeit am Werkblock. Er war ein Sohn des Jahres 1848. Ihm galt das Volk mehr als Partei oder Klasse. Die bunte, ehemals schwarz-rot-goldene und nun schon lange schwarz-weiß-rot gegliederte Vielfalt eines Volkes war ihm mehr als die rote Gleichförmigkeit einer internationalen Klasse, die nur durch die Sorge um das tägliche Brot zusammengehalten wird. Denn dieser schlichte Mann, der wahrlich vom Kampf ums Brot ein trübes Lied zu singen wußte, hatte bei harter Arbeit erfahren, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Er hatte von deutscher Dichtung in sich aufgenommen, was immer ihm möglich gewesen war, fühlte sich verbunden mit allen, die deutsche Sprache reden und von deutsch Gedachtem und Gedichtetem ihr Leben bestimmen lassen, fühlte sich auch dann mit ihnen eins, wenn sie durch größeres Einkommen und höhere gesellschaftliche Geltung weit von seiner Mühsal abgerückt schienen. Ihn verband mit anderen nicht Übereinstimmung der wirtschaftlichen Interessen, sondern die Gemeinsamkeit des Volksschicksals, und obwohl dem Einkommen und der äußeren Lebenshaltung nach schon Proletarier, blieb er doch ein liberaler Bürger von 1848.

Immer mußte er seinen kleinen Kahn mit äußerster Anstrengung gegen eine Zeitströmung halten, die im Anfang der Fahrt noch nicht vorhanden war. Sie drängte ihn ab von dem Strande, an dem er landen und leben wollte. Und als er die Strömung doch überwand, da konnte er nur seine Söhne noch landen lassen. Er selbst aber war müde und alt geworden und streckte sich in seinem Nachen zum Sterben hin.

Die Söhne sollten einmal nicht am Werkblock des Böttchers in einem aussichtslosen Kampf stehen. Aber sie mußten, solange sie Knaben waren, an bestimmten Tagen der Woche in der Werkstatt helfen. Über das Donnern der Dechsel und Hämmer, über das Knirschen der Hobel hinweg wurde gesungen und gesprochen von Dingen, die mit der Arbeit, roh gesehen, keinen Zusammenhang hatten und doch von der Seele her den hämmernden Armen freudigen Schwung gaben.

Gern sprach der Vater von Fritz Reuter. Die Lebensgeschichte eines in allem Unglück begnadeten Menschen, den die Kleinlich-

keit und Beschränktheit des übelberatenen, anmaßenden „Gottesgnadentums“ ganz nahe an den Rand des Verderbens gestoßen hatte, versetzte den alten Achtundvierziger in einen hochgemuten Zorn. Aber dann gab er etwas zum besten von der außen schnurrig-verschnörkelten, im Wesen aber einfachen und großen Menschlichkeit des Zacharias Bräsig; und über dem Fronlärm der Werkstatt war das Lachen freier Menschen. Darin war Fritz Reuter dem Vater ein Vorbild: in der hohen Fähigkeit, keiner Erbitterung Raum zu geben, trotz aller Not menschen- und lebensfreundlich zu bleiben.

Der Vater hatte in jüngeren Jahren Reuters Werke von seinem alten Lehrer entliehen. „Vadder Bock“ hatte die Bücher zum siebzigsten Geburtstag von seiner Gemeinde als Geschenk erhalten. Wenn schon der alte Lehrer trotz seiner großen Verehrung für Fritz Reuter doch nie an den Erwerb seiner Werke durch Kauf gedacht hatte, so wäre ein Streben nach solchem Besitz dem Vater als eine vollendete Vermessenheit erschienen. Sein jüngerer Bruder, Böttcher wie er, hatte den Kauf gewagt. Aber darum war ihm sein Leben doch nicht geraten. Onkel Fritz war eine warnende Stimme aus dem Lande der Schatten: wenn man ein kleiner Handwerker ist, muß das Verlangen nach Dichtung und Musik immer sehr kurz am Zügel gehalten werden. Der Kauf der teuren Hinstorffschen Reuter-Ausgabe war eine Tat der Hybris und stand als Warnung da. Als eines Tages die verwitwete Tante zurückforderte, was von den „Sämtlichen Werken“ bei uns auf dem Schrank lag, trauerte der Vater den Büchern von Herzen nach.

Aber da war doch *eine* Hoffnung auf ein zukünftiges, ungehindertes Reuter-Lesen.

Der Dorfhandwerker belehrte seinen zehnjährigen Sohn bei der Arbeit über die Schutzfrist geistigen Eigentums: „Reuter ist vierundsiebzig gestorben. 1904 werden seine Bücher frei und damit billig. Junge, vielleicht kann ich mir dann auch noch mal Reuters Werke kaufen.“

In seinen Augen stand eine ganz junge, ganz unverbrauchte Zukunftshoffnung in hellem Lodern. Am Nachmittage eines entsagungsvollen Lebens die paar Bücher erwerben zu können, das war ja wohl keine unbillige Forderung. Aber er sah in der Erfül-

lung dieses bescheidenen Wunsches nicht einen Lohn, den er als schuldige Entschädigung für viel Mühsal unbeweglich und ohne ein Wort, ohne eine Gebärde des Dankes hätte hinnehmen dürfen. Schon die Möglichkeit der Erfüllung war ihm Geschenk, war ihm Gnade. — — —

1905 schenkte ihm sein ältester Sohn, der kurz vorher das erste Amt angetreten hatte, Reuters Werke zum Geburtstag. Da war der Vater siebenundfünfzig Jahre alt.

Auch durch mein Leben ist bewiesen, daß dem Menschen zukommt, was er aus heißem Herzen ersehnt. Die Dinge sind nicht tot, und wo sie Liebe fühlen, da setzen sie sich fest. So haben sich um mich die Bücher gesammelt.

Aber es kommen die Stunden der inneren Leere, da man vor gefüllten Bücherschränken steht mit der Unlust des armen reichen Mannes, den Übersättigung mißgelaunt auf einen wohlbestellten Tisch sehen läßt. Man nimmt ein Buch nach dem andern heraus, blättert, liest eine halbe Seite. Aber dies Lesen ist wie das Arbeiten mit einer stumpfen Feile: ein unlustiges, stummes Darüberhingleiten. Das Gehirn „greift nicht an“ — um in der Sprache des Handwerks zu bleiben. Bei richtigem Lesen muß es im Kopf knirschen und knistern.

Da möchte man noch einmal so lesen können wie als Knabe unter der Petroleumlampe mit den drei Löwen. Wohl sage ich mir, daß es unmöglich ist, weil die Genialität des Kindes mich verlassen hat, das Vermögen, aus eigener Schöpferkraft nicht nur den zweit- und drittrangigen, sondern noch den offenbar unzulänglichen Dichtern auszuhelfen, die auf ihrem Wege im Sande steckenbleiben, in gemeinsamer Arbeit mit ihnen das Angedeutete zu vollenden. Das alles weiß ich, und trotzdem habe ich mir einge-redet, über den alten Büchern müsse die alte Inbrunst des Lesens mir wieder kommen. Auch mir werden kleine Erfüllungen zuteil.

Vor Jahren entdeckte ich in einem Laden, der sich durch das draußen angebrachte Schild mit der Kühnheit eines naiven Hochstaplers als Buchhandlung ausgab, hoch unter der Decke zwei Reihen der alten Hempelschen Klassiker-Ausgaben. Hastig schleppte ich eine Leiter herbei, und ich fand den roten Rock wieder, das gilbende Papier, den rohen, gebräunten Rand, alles,

was den alten Freunden in Hans Vollerts Bauernstube eigen war. Und der einmalige und unverwechselbare Geruch schlug mir fast betäubend entgegen. Ich erstand den altvertrauten und leidlich vollständigen Seume um den Preis eines Groschens für die Lieferung. Dem gepflegten Volk aber, das da wohlbehütet die Paläste meiner Bücherschränke bewohnt, mochte ich die Berührung mit diesen verwahrlosten Herbergsgesellen nicht zumuten, und da ich auch des Buchbinderhandwerks ein wenig kundig bin, so lagen nach einigen Tagen des Hantierens mit Heftnadel, Pinsel und Leimtopf drei leidlich präsentable Bände vor mir. Der rote Rock freilich und die angeräucherten Ränder mußten der Verwandlung geopfert werden; aber der Geruch, auf dessen Erhaltung es mir ankam, hatte sich schon nach wenigen Tagen gegenüber den Angriffen von Leim und Kleister siegreich durchgesetzt. So hielten Seumes Werke ihren Einzug in meinem Bücherschrank, und ich bin gewiß, daß sie das Ereignis nach den Jahren einer durch Geringschätzung angesäuerten Duldung in jenem Papierladen ganz deutlich als Triumph und späte Genugtuung empfunden haben. Immer, wenn das Heimweh kommt, kann ich jetzt an dem Geruch mich laben. Wenn er seine anfängliche Schärfe verloren hat, dann steigen die Wälder und Felder der Heimat auf und duften zu mir herüber.

Immer wieder lockt es mich, mit solchen Erfüllungen ein Spiel zu treiben. Ich erkundigte mich beim Buchhändler nach der „Universal-Bibliothek für die Jugend“. Er versprach, nachzuforschen, und schickte einige Tage später ein Verzeichnis. Da war die wundervolle Erzählung vom „Tyrannen der Goldküste“ als noch lieferbar aufgeführt. Und wieder nach einigen Tagen hielt ich den roten Pappband „für die reifere Jugend“ in den Händen. Dann kam, was kommen mußte: die alte Zeit wollte nicht wieder lebendig werden. Ich war der Erzählung nicht *entwachsen*, sondern mußte bekennen, ihr nicht mehr *gewachsen* zu sein, und Lord Cliftons Löwenjagd hätte wohl auch unter den drei Löwen der alten Lampe die alte Farbenglut nicht wiedererlangt.

Dem reifen Mann steht nicht zu, was der reiferen Jugend vorbehalten ist. In dem Komparativ steckt die wehmütige Wahrheit: der vollkommeneren Zustand liegt hinter dir. Du warst einmal deinem Ziel ganz nahe, und dann hast du dich mehr und

mehr von ihm entfernt. Trotzdem läßt man sich nach einiger Zeit zu neuen Versuchen hinreißen. Der Erzählung vom „Tyrrannen der Goldküste“ war ein vollständiges Verzeichnis der Bücher des Verlages beigegeben. Da fand ich die Geschichte von den Nordpolfahrern aufgeführt, die ich in meiner Jugend nie zu Ende lesen konnte, weil von Seite 225 ab die letzten Blätter aus dem alten Buch herausgerissen waren. Ich habe, gemächlich über die verhängnisvolle Seite hinlesend, nach Jahrzehnten das Ende der Reise erfahren. Aber es hat mir nicht geholfen. Wie sollte es auch? Die Erfüllungen fangen nachgerade an, mir Angst zu machen. Ist denn das Leben meiner Mutter eitel Glück gewesen, nachdem sie Bürgers „Lenore“ wiedergefunden hatte? Blieben meinem Vater die Sorgen erspart, als er Reuters Werke besaß? Mir bleibt als Zuflucht ein anderes altes Buch, dem nicht nur am Schluß, sondern auch im Anfang viele Seiten fehlten. Die paar Bogen des armseligen Restes hingen in gelockerten Fäden nur noch sehr lose zusammen. Es war eine Sammlung von Sagen, und eine der kurzen Geschichten war so schön, daß ich bestimmt nie Schöneres gelesen habe. Sie war so schön, daß ich mir ihren Genuß nicht einfach nahm wie ein Stück Brot, sondern es mir gleich einem Sakrament spendete. Aber was war es mit dieser Erzählung? Wovon handelte sie? Vorbedingungen einer strengen Feierlichkeit mußten erfüllt sein, ehe ich sie las. Alleinsein war eine der Bedingungen. Nacht eine andere. Nur im Lichtkreis der Lampe mit den im Sprung erstarrten Löwen durfte die Geschichte gelesen werden, wenn die Eltern — was selten genug vorkam — am Abend Nachbarsleute besuchten, wenn in den Linden draußen der Sturm tobte. Wenn ich mich ohne Schutz fühlte, gab mir diese Erzählung ein heiliges Vertrauen auch in die dunklen Mächte des Lebens. Was war es doch mit der Geschichte? Wenn ich sie noch einmal lesen könnte, das wäre vielleicht eine Erfüllung! Von einem geängsteten Menschen war die Rede, der verzweifelnd in einen See sprang und nach einem langen und unsagbar seligen Versinken am Grunde nicht den Tod, sondern die Erfüllung seines Lebens fand.

Das innere Leben unterliegt einem geheimnisvollen Wechsel von Ebbe und Flut. Im öden grauen Watt mit den traurigen

kleinen Prieln und Tümpeln springt plötzlich eine unscheinbare Welle von der Höhe einer Fingerdicke auf. Sie trägt mit einem Glucksen, in dem aufwallende Freude durch ein Schluchzen gebrochen wird, die erste Kunde von der Wiederkehr der Flut an den Stränd. Die Fülle kehrt zurück. Der Umgang mit Büchern gibt wieder echtbürtige Erfüllungen.

Was soll man denen sagen, die hier geringschätzig von einem abgeleiteten, einem Leben aus zweiter Hand reden? Ein französischer Schriftsteller hat gesagt, daß alles darauf hinausläuft, Buch zu werden. Das klingt auch bedenklich nach literatenhafter Bleichsucht und Engbrüstigkeit und kann doch etwas ganz anderes sein. Allen Menschen ohne Unterschied kommt das Leben und seine Erhaltung aus denselben Quellen der Natur, und schon darum ist es irreführend, pralle Natur und Unmittelbarkeit als ein Vorrecht der einen zu preisen, während andere sich mit dem Dasein eines Homunkulus abzufinden haben. Man kann sich zum Schlürfen bäuchlings an den Quellen des Lebens niederwerfen und damit ein unüberbietbares Beispiel der Unmittelbarkeit geben. Es gibt aber auch eine manierlichere Art des Trinkens. Und warum muß geleugnet werden, daß die Quellen aus ihren ursprünglichen Tiefen auch manches Trübe heraufführen? Wer aber eines Weiteren bedarf, um zu seinen Erfüllungen zu gelangen, wem das Bedürfnis eingeboren wurde, die Wasser zu ihrer vollkommenen Klärung noch durch viele Filter des Geistes zu treiben — und wir meinen, daß der in dem Wort „Kultur“ verborgene Imperativ nie zu anderem Tun gedrängt hat —, der nährt sich damit nicht anders als andere Menschen auch. Warum also sollte er ein Homunkulus sein?

Nie kann der Geist verächtlich werden. Dem „sogenannten“ Geist allein eignet die gefährliche Freiheit, im Wolkenkuckucksheim ein ungebundenes Gespensterleben zu führen. Wer aber an der Wirklichkeit des Lebens freiwillig und verantwortungsbewußt mitformt und dennoch das Gefühl des Vorläufigen dieser Wirklichkeit nicht überwinden kann, der darf im „Aufstocken“ den Versuch machen, das Vorläufige ins Endgültige hinaufzutreiben. Es ist nicht der Mühe wert, bei denen eifernd zu verweilen, die sich unter dem Vorwande ihrer Geistigkeit der Teilnahme an der Arbeit des Ganzen entziehen möchten. Die geistige

Arbeit, von der zu reden sich lohnt, ist immer eine zusätzliche Leistung, die nach dem Lohn nicht fragt. — — —

Es gibt Menschen, denen die letzte Wirklichkeit des Lebens sich erst in der geformten Sprache erschließt. Wenn nun die vorläufige Wirklichkeit immer herrischer fordert, daß sich vor ihren Beauftragten jedes Tätigsein über seinen Nutzen befriedigend ausweise, so muß demjenigen, dessen Schicksal die Sprache ist, mit aller Eindringlichkeit empfohlen werden, der Anmaßung nicht wieder Anmaßung entgegenzusetzen. Wäre es nicht anmaßend, wenn er erwidern wollte: „Ich steh' in des größeren Herren Pflicht“? Wem denn hängen die Worte: „Du bist berufen“ immer so im Raum, daß er mit ihrem Hall zu jeder Stunde seine Ohren laben dürfte? Wer weiß nicht um die Stunden, die Tage, die Monde, die Jahre, da seiner erst vertrauensvoll geflüsterten, seiner flehenden, beschwörenden, in der Tonstärke immer gesteigerten, seiner am Ende in lästerlichem Hohn schrill herausgeschrienen Frage: „Was hast du mit mir vor?“ die gottverlassene Stille entgeschweigt? Wenn er aber trotzdem sein Werk fortführt, wenn die erste Wirklichkeit, die er lebte, aus dem Schlund der Vergangenheit den unendlichen Jammer einer unerlösten Seele heraufklagt, wenn er an ihre Erlösung, an ihre Erhöhung in den Stand der wahren Wirklichkeit sein Herzblut gibt, wenn ihm diese Verpflichtung an keinem einzigen Tage die volle Ruhe läßt, wenn er ans Werk geht, nicht immer in Freuden, sondern in Bangen und Zagen zumeist und oft knirschend wie einer, der den Abgrund seiner Ohnmacht ganz ausgemessen hat, so wird er zuletzt seine Beharrlichkeit hinnehmen als eine Antwort auf die Frage: „Bin ich berufen?“. Er wird erkennen, daß er die Kraft zum Ausharren nicht aus sich selbst schöpfen konnte. Was andere unfruchtbare Vertrotztheit und Eigensinn heißen mögen, wird sich ihm andeuten als das Weiterwirken eines gewaltigen Befehlswortes, das sich auch ohne die freudige Zustimmung dessen, dem befohlen wird, ja, sogar wider seinen Willen, den Gehorsam erzwingt. An diesem schwererkämpften Ersatz einer Gewißheit muß er sich genügen lassen, und sie ermächtigt ihn vor den rechtenden Fragen der anderen Wirklichkeit freilich nicht zur Anmaßung, sondern höchstens zu dem demütigen Stolz der Worte Huttens:

„Kann ich auch nichts gewinnen,
so spür' man meine Treu!“

Was an diesem Wort dann noch ruhmredig erscheinen könnte, verliert sein Gewicht, weil ihm das ehrfürchtige Geständnis der Abhängigkeit von fremden Quellen der Kraft vorangegangen ist. Und hier ist auch der Ort, mit dem Schlüssel des Gleichnisses an das verschlossene Wort „Gnade“ zu rühren. Hier darf der Mensch in der Folgerichtigkeit seiner Bemühungen eine Frucht der Gnade sehen, und weil die Gnade den Glauben bewirkt, so ist ihm gleichnishaft zu sagen erlaubt: „Ich habe Glauben gehalten.“

Wohin haben wir uns verloren? Ist die Rede über die Gnade und den Glauben eine *Verstiegenheit*, wenn sie sich anschließt an ein schlichtes Erzählen vom Lesen und den Büchern? Da aber hinter uns kein gebahnter Weg liegt, und da im Unwegsamen keine Spur unserer Schritte sich erhalten hat, so mag hier am Kleinen einmal geschehen sein, was sonst nur am Großen begegnet. Wir können die Stelle, auf der wir stehen, nicht erstiegen haben; wir müssen zu ihr emporgetragen worden sein. Wie wir in der großen Bedrängnis eines Traumes zuweilen bei einer zufälligen Bewegung der Arme entdecken, daß sie, Flügeln gleich, uns in der Luft zu tragen vermögen, wie wir uns dann im Entschweben weniger über den mühelosen Flug wundern als über das in einem Versagen des Gedächtnisses begründete Übersehen dieser selbstverständlichen Zuflucht, so reißt die geformte Sprache unseren Geist in einem Zuge auf Höhen, vor denen der kühne logische Bergsteiger umkehren muß. Seine letzten Möglichkeiten erreicht der Geist im Fluge. — — —

Immer noch spürt der Mensch, dem sich die Wirklichkeit in der Sprache vollendet, ein Bedürfnis, sich zu rechtfertigen. Er klammert sich an die höchsten Namen, welche die Geschichte des deutschen Geistes zu nennen weiß, wahrlich nicht in der lächerlichen Absicht, ihnen den seinen zu vergleichen, sondern um aus der eigenen Schwäche zu flüchten in das Kraftfeld eines Beispiels, das zum Höchsten verpflichtet. Da darf ihm der Streit der Wirklichkeiten entschieden sein. Wir treten hin vor die beiden Großen, deren Gestalten im erzenen Bilde aufgerichtet stehen in der Stadt, die gewürdigt war, Stätte ihres Wirkens zu sein; wir überdenken

die Worte, mit denen der überlebende Freund die erhabene Beispielskraft des Verewigten zu klären suchte:

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
das *Leben* selbst, an dieses *Bild* des Lebens.“

Ist nicht die Wirklichkeit durch Dauer ausgezeichnet gegenüber den vergänglich hinhuschenden Träumen? Wo aber ist die Wirklichkeit und wo der Traum? Das Urteil der Gegenwart, so sicher es immer ausgesprochen werden mag, hat keinen Bestand. Künstlerträume sind nach Jahrhunderten noch wirkende Gegenwart, und was sich vor Jahrhunderten anmaßend Wirklichkeit nannte, ist wesenlos und vergangen. In die beginnende Verdüsterung, in die traumhafte Auflösung seiner Welt, flüsterte der Sänger, den Apollo geschlagen hatte, das stolze Wort:

„Was bleibet aber, stiften die Dichter.“